



Bericht Inlandsförderung 2025

Dekoloniale Bildungsarbeit

Mitglied der
actalliance

Brot
für die Welt



Lars Bedurke
Abteilungsleitung Bildung

Solidarität beginnt hier

Engagement in Deutschland für globale Gerechtigkeit

Internationale Solidarität ist für „Brot für die Welt“ weit mehr als politische Strategie – sie ist Ausdruck unseres Glaubens und unseres theologischen Selbstverständnisses. Das biblische Zeugnis erinnert uns: „Alles, was ihr für eines dieser meiner geringsten Geschwister getan habt, habt ihr für mich getan“ (Mt 25,40). Jeder Mensch ist „im Bild Gottes“ geschaffen (Gen 1,27). Diese Überzeugung verpflichtet uns, die Würde aller Menschen zu schützen – und Solidarität nicht nur zu fordern, sondern auch praktisch zu leben.

In Deutschland geschieht das täglich auf vielfältige Weise. Zahlreiche kirchliche Partnerschaften pflegen seit Jahrzehnten enge Beziehungen zu Gemeinden weltweit, fördern Austausch und gegenseitiges Lernen. Weltläden und Initiativen des Fairen Handels haben früh gezeigt, dass gerechte wirtschaftliche Beziehungen möglich sind und dass Konsum Verantwortung trägt. Kongresse und Bildungsprojekte beschäftigen sich kritisch mit Dekolonialität, hinterfragen alte Muster und schaffen Räume für Reflexion, Dialog und Transformation. Migrantische

Initiativen bringen ihre Perspektiven in gesellschaftliche Debatten ein, machen Ungerechtigkeit sichtbar und tragen entscheidend dazu bei, dass globale Solidarität auch hier vor Ort konkret wird.

Ein besonderes Beispiel dafür ist das Decolonial Lab, das im Juli 2025 gemeinsam mit dem Ökumenischen Forschungsinstitut in San José (Costa Rica) in Berlin stattfand. Rund dreißig Teilnehmende aus Afrika, Lateinamerika und migrantischen Organisationen in Deutschland diskutierten die Frage: Wie lässt sich die Welt neu denken, wenn koloniale Denkmuster hinter uns gelassen werden? Das Lab war mehr als eine klassische Bildungsveranstaltung: Es war ein Raum des gemeinsamen Nachdenkens, Verlernens und Neuausrichtens, in dem Stimmen aus dem Globalen Süden und migrantische Perspektiven gleichberechtigt zusammenkamen.

Besonders eindrucksvoll war, wie Dekolonialität als gelebte Praxis erfahrbar wurde – durch Erinnerungsarbeit, Solidarität, lokale Strukturen jenseits von Ausbeutung und Herrschaft. Musik, Poesie, gemeinsame Mahlzeiten und körperorientierte Methoden machten deutlich: Lernen geschieht mit Kopf, Herz und Körper. Marginalisierte Gemeinschaften wurden nicht als „Input“ betrachtet, sondern als kritische Perspektiven, die Macht- und Wissensstrukturen infrage stellen und damit Grundlage für gerechtere Zukunftsentwürfe sind.

Das vielfältige Engagement zeigt: Solidarität beginnt nicht nur am anderen Ende der Welt, sondern auch bei uns selbst – in unseren Städten, Gemeinden und Netzwerken. Wer sich hier einsetzt, stärkt die demokratische Kultur, fördert Gerechtigkeit und Teilhabe und setzt ein Zeichen gegen Ausgrenzung und Ungleichheit. Jede Initiative, jede Veranstaltung, jede Partnerschaft ist ein Baustein für eine gerechtere Welt.

Als „Brot für die Welt“ begleiten wir diese vielfältigen Engagements, unterstützen Partnerschaften, fördern Vernetzung und schaffen Plattformen für Austausch. Wir wissen: Solidarität lebt von Kreativität, Mut und der Bereitschaft, über Grenzen hinweg Verantwortung zu übernehmen. Gemeinsam können wir sicherstellen, dass Solidarität nicht die Ausnahme, sondern die Regel ist – hier in Deutschland wie weltweit.





Floretta Kayales
Referatsleitung Inlandsförderung
und Freiwilligendienste

„Dekolonialisierung in Sprache und Wissen leben“

Dekolonialisierung greift tiefer als der Blick zurück auf eine gewaltvolle, jahrhundertelange Kolonialgeschichte – sie hinterfragt bis heute fortwirkende Strukturen in Sprache, Wissen und gesellschaftlichen Ordnungen. Der senegalesische Wissenschaftler Felwine Sarr verdeutlicht, dass Dekolonialisierung eine Auseinandersetzung mit Kontinuitäten kolonialer Macht, Wissensproduktion und Identität erfordert. Sie werden unter den Begriffen „Kolonialität der Macht, des Wissens und des Seins“ (u. a. Walter D. Mignolo, Anibal Quijano) vor allem in Lateinamerika diskutiert.

Diese Perspektive ist im politisch Globalen Süden keinesfalls neu. Bereits seit Jahrhunderten gibt es Debatten über die dauerhaften Effekte kolonialer Systeme und Widerstand auf allen Kontinenten. Besonders in Afrika gilt 1960 als das Jahr der Unabhängigkeit: In diesem Jahr erlangten 14 französischsprachige Gebiete ihre politische Souveränität. Aussagen wie die von Guineas erstem Präsidenten Sekou Touré (1958): „Wir ziehen Armut in Freiheit dem Reichtum in der Sklaverei vor“, sowie Präsident Kwame Nkrumah zur Unabhängigkeit Ghanas (1957): „Unsere Unabhängigkeit ist bedeutungslos, es sei denn, sie ist verbunden mit der vollständigen Befreiung Afrikas“, verdeutlichen, dass Emanzipation von kolonialen Strukturen ein beständiger, nie vollständig abgeschlossener Prozess ist.

Aktuelle Ereignisse bekräftigen die Relevanz dekolonialer Praktiken: In Namibia führte Präsidentin Netumbo Nandi-Ndaitwah 2025 eine wechselseitige Visapflicht für 32 Länder ein – darunter Deutschland. Die Sahelländer Burkina Faso, Mali und Niger definierten Französisch zur Arbeitssprache um und schrieben Landessprachen als Amtssprachen in die Verfassungen. Ebenfalls gibt es Änderungen in (Hoch)Schulcurricula bezüglich der Inwertsetzung von afrikanischer Geschichte und Sprachen. Sprache und Namensgebung sind Träger von Macht, Wissen und Identität. Auch in Deutschland werden dekoloniale Fragen verstärkt diskutiert, vor allem initiiert durch (post)migrantische Initiativen. Im Oktober 2025 wurde der Berliner Martha-Ndumbe-Platz nach einer Schwarzen Berlinerin benannt, die während des NS-Regimes im KZ Ravensbrück ermordet wurde. Mit der Umbenennung wurde erstmals ein zentraler Platz nach einer Schwarzen Frau benannt, deren Biografie extremes Leid durch Kolonialismus, Geschlecht und NS-Geschichte verbindet. Der vorherige Namensgeber war Verfechter kolonial-rassistischer Ideologien.

Trotz solcher Fortschritte dominiert nach wie vor ein eurozentrischer Blick in Bildung und gesellschaftlicher Erinnerung. Die Erfahrungen von Migrant*innen, Schwarzen Menschen, Diaspora-Communities sowie Expert*innen aus dem politisch Globalen Süden finden bislang nur wenig Gehör. Mit dem Förderschwerpunkt „Dekolonialität“ unterstützt die Inlandsförderung seit 2023 die Auseinandersetzung mit der Verantwortung des politisch Globalen Nordens sowie den Auswirkungen des Kolonialismus auf den politisch Globalen Süden und unsere heutigen Gesellschaften. Mit dem Förderschwerpunkt soll dazu ermuntert werden, das eurozentrisch geprägte Geschichtsverständnis zu hinterfragen sowie Konzepte und Wissen aus dem Globalen Süden als zentralen Teil gesellschaftlicher Erneuerung anzuerkennen. Dekolonialität wird weiterhin ein Themenschwerpunkt in der Förderarbeit sein. Im Förderschwerpunkt wurden von 2023–2025 insgesamt 176 Projekte mit einem Fördervolumen von 1.135.798 Euro unterstützt (Zahlen und Fakten auf S. 21).

Bereits in den letzten beiden Jahresberichten wurden Beispiele aus dem Förderschwerpunkt vorgestellt. Diese sowie die hier versammelten Beispiele von 2025 verdeutlichen, wie dekoloniale Perspektiven nachhaltigen Wandel anstoßen können. Die Auseinandersetzung wird von unterschiedlichen Akteur*innen, auf unterschiedlichen Ebenen und mit unterschiedlichen Ansätzen geführt, z. B. migrantischen Organisationen (S. 8/9), Ehrenamtlichengruppen (S. 11), Kirchengemeinden (S. 12/13), Partnerschaftsvereinen (S. 14/15), offener Jugendhilfe und Schulen (S. 10, 16). Zu den Ansätzen gehören z. B. Filme, Vorträge, Podcasts oder Workshops. Dekolonialisierung bleibt ein komplexer, langwieriger Prozess, der weit über einzelne Projektförderungen, Symbolpolitik oder Umbenennungen hinausgeht. Sie verlangt die Reflexion der eigenen Sozialisation, das bewusste Verlernen kolonial geprägten Denkens und das grundsätzliche Neudenken von Haltungen und gesellschaftlichen Strukturen. Die Beiträge auf S. 4–6, 12/13, 14/15 und 18/19 zeigen, dass sich einige Akteure innerhalb der Zivilgesellschaft auf diesen Weg gemacht haben – mit Mut, Offenheit und der Bereitschaft, auch unbequeme Fragen zu stellen.

2025 wurden insgesamt 402 Projekte mit unterschiedlichen Themenschwerpunkten und einer Gesamtförder-summe von etwa 6,1 Mio. Euro bezuschusst. Projektförderungen schließen u. a. Kleinprojekte, Veranstaltungen, Bildungsmaterialien, Personalstellen und institutionelle Förderungen ein (S. 22).

Decolonial Lab

Andere Welten gemeinsam denken

Bei Brot für die Welt kamen im Juli 2025 dreißig Menschen aus Südafrika, Benin, Burkina Faso, Mosambik, Kamerun, Kongo, Ruanda, Kuba, Costa Rica, Brasilien, Argentinien und aus migrantischen Organisationen in Deutschland zusammen – zum Decolonial Lab, initiiert von der Bildungsabteilung in Zusammenarbeit mit dem Ökumenischen Forschungsinstitut in San José, Costa Rica. Was alle vereinte, war ein Anliegen: gemeinsam anderes Denken möglich machen. Inspiriert von der Pädagogik Paulo Freires und den dekolonialen Impulsen von Catherine Welsh wurden Wissen, Geschichten, Visionen geteilt – und Wege gesucht, wie Denken und Handeln jenseits kolonialer Strukturen wachsen kann.

Warum war es Ihnen als Miteinladende so wichtig, diesen Raum zu schaffen?

Ailed E. Villalba Aquino — Für uns war es zentral, einen Raum zu schaffen, in dem vielfältige Wissensformen, Erfahrungen von Widerstand und Engagement sowie unterschiedliche Lebensweisen wirklich Platz haben – jenseits dominanter westlicher Narrative. Mit dem Decolonial Lab wollten wir einen Rahmen eröffnen, in dem wir gemeinsam experimentieren, kritisch reflektieren und alternative Perspektiven sichtbar machen können. Ein besonderer Schwerpunkt lag auf dem grenzüberschreitenden Dialog – zwischen Partner*innen aus dem Globalen Süden, migrantischen und postmigrantischen Menschen und Initiativen in Deutschland. Uns war wichtig, dass Menschen mit unterschiedlichen politischen Kämpfen, gesellschaftlichen Positionierungen und Wissenswegen miteinander ins Gespräch kommen – über Rassismus, Machtverhältnisse, vielfältige Formen des Widerstands, Bildung, Spiritualität und ihr Engagement im Alltag. In diesem Raum konnten wir Geschichten des Widerstands miteinander verweben – tejer historias de resistencia. Denn nicht nur Macht- und Dominationssysteme sind intersektional verflochten – auch Wissen, Widerstand, Träume, Körper und dekoloniale Ansätze. Das Lab war ein kollektives Werk. Wir haben zwar den organisatorischen Rahmen geschaffen – doch gefüllt wurde er von den Teilnehmenden, die diesen Raum geprägt, belebt und herausgefordert haben. Dadurch entstand ein kollektives Lern- und Transformationsfeld, in dem wir Machtverhältnisse reflektieren und Wissen auch als emotionalen und kontextgebundenen Prozess ernst nehmen konnten. Schon bei der Vorbereitung war es eine kollektive Arbeit mit grenzüberschreitendem Dialog. Der Wert des Decolonial Labs liegt nicht nur im Austauschmoment selbst, sondern im Prozess, den wir gemeinsam anstoßen

wollten: im Stärken von Beziehungen, im Aufbau neuer Allianzen und im Mut, andere mögliche Welten zu denken – und sie Schritt für Schritt gemeinsam zu gestalten.

Was hat der Austauschraum im Decolonial Lab für Sie und Ihre Arbeit bedeutet?

Mariette Nicole Afi Amoussou — Für mich als Vertreterin der Initiative Black Academy in Deutschland war die Teilnahme am Decolonial Lab besonders wichtig, um den Diskurs über Dekolonisierung aus einer globalen Perspektive zu betrachten. In Europa wird häufig über Dekolonisierung gesprochen, ohne ausreichend zu berücksichtigen, dass sie – aus meiner Sicht – nicht ohne die Regionen, Gemeinschaften und Menschen möglich ist, die historisch vom Kolonialismus betroffen waren. Dieser Raum ermöglicht es, unterschiedliche Weltperspektiven zusammenzubringen: Menschen mit verschiedenen Erfahrungen, Expertisen und Konzepten, die alle auf ihre Weise zur Dekolonisierung beitragen. Besonders wertvoll war, dass auch Stimmen, Expertisen und Konzepte Gehör fanden, die sonst selten oder gar nicht vorkommen. Kolonialismus hat kulturelle, wirtschaftliche, familiäre und soziale Strukturen tiefgreifend zerstört. Eine Dekolonisierung kann nicht stattfinden, ohne Räume für Sichtbarkeit dieser Werte und Leben zu berücksichtigen und ohne die Betroffenen aus diesen Regionen aktiv einzubeziehen. Das Lab hat genau das versucht, und diesen Ansatz fand ich sehr bedeutend. Auch für unsere Initiative Black Academy war das Lab ein wichtiger Ort der Vernetzung. In diesem Raum konnten wir unsere Bildungsansätze vorstellen und neue Impulse für zukünftige Zusammenarbeit gewinnen. Solche Begegnungen zeigen, dass die entstehenden Prozesse genauso wertvoll sind wie die konkreten Ergebnisse – weil sie neue Beziehungen, Ideen und gemeinsame Verantwortung entstehen lassen.

Abdoul Boukari — Ich habe die Vielfalt der vertretenen Stimmen, die Räume der geteilten Verletzlichkeit sowie die Art und Weise, wie die Stimme des Globalen Südens durch die Erzählungen, die Performances von La Cuerpa, Kilombo usw. und auch durch die Stille zum Ausdruck kam. Es war ein Ort des gemeinsamen Aufbaus, aber auch der Fürsorge und der Wiederaneignung.

Tzehaie Semere — Für mich bedeutet Dekolonialität – bildlich gesprochen – eine „Reise zu mir selbst“. Diese schmerzhaft, zugleich befreiende und stärkende Erfahrung lässt sich gut unter dem Stichwort „Back to the roots“

zusammenfassen. Sie fordert mich dazu auf, koloniale Kontinuitäten zu reflektieren und ihnen resilient zu begegnen, um das durch koloniale Denkstrukturen geprägte „Ich“ zu befreien, neu kennenzulernen und an dekoloniale Impulse anzuknüpfen. Als Afrodiaspore hat mich der Austausch mit zahlreichen Mitstreiter:innen aus den unterschiedlichsten Ländern und Kontinenten des Globalen Südens enorm inspiriert. Die Befreiungsarbeit, die sich gegen koloniale Strukturen richtet, muss jeden Einzelnen überfordern. Deshalb waren die empowernden Begegnungen und der Dialog, in denen verschüttetes Wissen, Haltungen, Geschichten, Narrative, Biografien und Erzählungen zum Vorschein kamen, für mich von unschätzbarem Wert. Dieses Zusammenkommen in einem „Safe Space“ und zugleich „Brave Space“ hat mich im Rahmen des Decolonial Labs nachhaltig geprägt. Durch die Zusammenarbeit mit vielen starken und zugleich warmherzigen Akteur:innen wurde meine Tätigkeit als Schwarzer Referent geschärft, meine Position gestärkt und mir neue Kraft, Orientierung und Mut in meiner Haltung verliehen.

Wie bewegen Sie die angestoßenen Denkräume aus dem Decolonial Lab in Ihrer Praxis weiter?

Abdoul Boukari — Der theologische Ansatz des Feminismus lädt uns ein, Traditionen und Glaubenssysteme ausgehend vom Leben, vom Körper und von der Stimme unterdrückter Frauen neu zu lesen. Im Rahmen der Nord-Süd-Zusammenarbeit wird er zu einem spirituellen und politischen Kompass, der den westlichen patriarchalischen Universalismus dezentriert und Identität, Gerechtigkeit, Wiedergutmachung und Fürsorge wieder in den Mittelpunkt der Beziehung rückt. Er drängt uns dazu, den „Süden“ nicht als Nutznießer zu sehen, sondern als Träger prophetischer Visionen für eine gerechtere Welt.

Ailed E. Villalba Aquino — Wie ein Widerstandswesen! Die Frage, wer dabei ist und wer nicht, welches Wissen wertgeschätzt wird und welches marginalisiert bleibt, ist präsenter denn je. Das Lab hat mir die Augen geöffnet, diese Fragen bei jedem Schritt mitzudenken. Ein zentraler Punkt ist das Überqueren der Dichotomien zwischen privatem und politischem Körper. Im Lab haben wir erfahren, wie Körperarbeit, Emotionen und politisches Engagement untrennbar miteinander verwoben sind – wie ein Widerstandswesen! Das Lab zeigte mir, wie wichtig bewusst strukturierte Lern- und Reflexionsprozesse sind: sie müssen gemeinsame Auswertungen ermöglichen, unterschiedliche Verständnisse von Dekolonialität sichtbar



Mariette Nicole Afi Amoussou und Abdoul Boukari stellen Bildungsmaterialien der Black Academy vor

machen und kollektive Erkenntnisse festhalten. Viele Aspekte blieben offen – sie sind jetzt Wegweiser für meine nächsten Schritte. Die Netzwerkarbeit will ich deutlich stärken. Die entstandenen Verbindungen müssen gepflegt und ausgebaut werden, um nachhaltige Allianzen zu schaffen, die über einzelne Veranstaltungen hinausreichen. Für meine Bildungsarbeit nehme ich diese Erfahrungen auf – etwa in Materialien mit Reflexionsfragen, die Verflechtungen sichtbar machen; Methoden, die Denken, Körperlichkeit, Emotionen und Engagement verbinden; Übungen, die kollektive Lernprozesse nachvollziehbar machen. Die Stimmen und Erfahrungen der Partner*innen im Globalen Süden sowie migrantischer und postmigrantischer Initiativen will ich von der Planung an stärker einbeziehen – nicht als Ergänzung, sondern als zentrale Gestaltungskraft. Mein Denken und mein Sein verändern sich kontinuierlich: Ich achte bewusster darauf, welche Perspektiven ich stärken und welche Räume ich öffne. Die geteilten Widerstandsgeschichten und entstandenen Beziehungen stärken mich und helfen mir dabei, mich zu trauen, andere mögliche Welten zu denken und neue Wege zu gehen.

Mariette Nicole Afi Amoussou — Die Impulse aus dem Decolonial Lab wirken in unserer Arbeit auf mehreren Ebenen weiter. In der Black Academy greifen wir viele der dort diskutierten Themen auf – etwa die Frage, wie Wissen aus dem Globalen Süden stärker in Bildungsprozesse einfließen kann und wie Partnerschaften gerechter gestaltet werden können. Ein wichtiger Aspekt, der durch das Lab noch stärker in unsere Arbeit eingeflossen ist, betrifft die Süd-Süd-Perspektiven. Der Austausch zwischen Afrika sowie Süd- und Mittelamerika kommt in vielen dekolonialen Diskursen zu kurz, besonders im europäischen Kontext.

Das Lab hat uns ermöglicht, diesen Austausch bewusst zu führen und bestehende Verbindungen zu vertiefen. Gerade dieser Raum bot die Gelegenheit, Perspektiven, Erfahrungen und Strategien aus verschiedenen Regionen des Südens miteinander in Beziehung zu setzen – ein Prozess, der unsere Arbeit nachhaltig bereichert. Aktuell prüfen wir, wie sich einzelne Kontakte und Ideen aus dem Lab in bestehende Projekte und Kooperationen einbinden lassen. Dabei geht es uns vor allem darum, Räume des Lernens und Zusammenarbeitens zu stärken, in denen unterschiedliche Erfahrungen und Wissensformen sichtbar werden.

Tzehaie Semere – Die Impulse aus dem Decolonial Lab haben mich in meiner Position als Referent sowie in den verschiedenen Arbeitsfeldern und Formaten, in denen ich tätig bin, nachhaltig bereichert. Konkret bestärken sie mich darin, den kürzlich erarbeiteten Verhaltenskodex für Antirassismus und Antidiskriminierung im Zentrum Oekumene der EKHN und EKKW beherzter umzusetzen. Die Anregungen fließen unmittelbar in meine Tätigkeit als Geschäftsführer des Ausschusses für entwicklungsbezogene Bildung und Publizistik ein. Unterstützend

wirken sich zudem die neu gewonnenen Gedankengänge bei der Begutachtung von Bildungsanträgen, insbesondere dekolonialer Projekte, sowie bei der Entwicklung von Sensibilisierungsformaten aus. Darüber hinaus stärkt mich das Decolonial Lab darin, migrantisch-diasporische Organisationen, die Anträge stellen, umfassender und kompetenter zu beraten, und den Ausschuss selbst zu „dekolonisieren“. Der bislang ausnahmslos weißdominierte Ausschuss soll künftig durch neue Mitglieder aus verschiedenen Diasporen diverser besetzt werden. Diese neuen Mitglieder erhalten ein Mandat, das ihnen echte Einflussmöglichkeiten gibt, sodass sie ihre Stimmen wiedererlangen und wirksam einbringen können, wenn es um die Bestimmung von Projektinhalten und die Verteilung von Fördergeldern geht.

Ihre Reflexionen teilten **Ailed E. Villalba Aquino**, ehemalige Referentin für Theologie und Gerechtigkeit im oikos-Institut und bei Brot für die Welt, Dortmund, **Mariette Nicole Afi Amousou** und **Abdou Boukari** von der Black Academy Mannheim/Cotonou, **Tzehaie Semere**, Referent für Kirchlichen Entwicklungsdienst im Zentrum Oekumene der EKHN und EKKW, Frankfurt.



Zwischen Begegnung und Machtkritik

Junge Ökumene dekolonial weiterdenken

Im Projekt „Kirchenpartnerschaften – jung und dekolonial“ stehen dekoloniale Perspektiven in der kirchlichen Partnerschaftsarbeit im Mittelpunkt. Thematisiert werden Fragen nach Macht, Privilegien und koloniale Kontinuitäten in ökumenischen Beziehungen – Fragen dazu an Miriam Albrecht vom oikos-Institut für Mission und Ökumene der Evangelischen Kirche von Westfalen:

Was bedeutet für Sie in Ihrer Arbeit „jung und dekolonial“?

Jung bedeutet für mich im Kontext von Kirchenpartnerschaftsarbeit, junge Menschen für die weltweite Ökumene zu gewinnen, ihnen Räume für internationale Begegnungen anzubieten und damit einen Generationenwechsel zu fördern. Dabei ist mir besonders wichtig, bestehende Partnerschaftsmodelle, die häufig noch immer von paternalistischen Strukturen und ungleichen Entscheidungsprozessen geprägt sind, kritisch zu hinterfragen. Eine „junge und dekoloniale“ Perspektive bedeutet für mich, den Weg für eine gerechtere, reflektiertere und zukunftsfähige Partnerschaftsarbeit zu ebnet.

Welche Rolle spielen Critical Whiteness und postkoloniale Perspektiven in Ihrer Bildungsarbeit?

Critical Whiteness verstehe ich als die Auseinandersetzung mit den eigenen Privilegien als weiße Person und ihrer gesellschaftlichen Verankerung. Diese Perspektive ist für mich eng verbunden mit der Frage, wie Rassismus – oft unbewusst – auch in kirchlichen Kontexten und Partnerschaften wirksam ist. Eine Auseinandersetzung mit der Kolonialvergangenheit Deutschlands geht dabei für mich immer mit einer persönlichen und kollektiven Selbstreflexion einher.

Gerade in bestehenden Partnerschaftsgruppen, in denen viele weiße Deutsche engagiert sind, ist die Reflexion eigener Privilegien ein notwendiger erster Schritt, um Machtverhältnisse wahrzunehmen und verändern zu können. Das Hinterfragen von Machtstrukturen – etwa in Bezug auf finanzielle Ressourcen, Verantwortung oder Selbstbestimmung – ist daher eine zentrale Voraussetzung für eine gleichberechtigte Zusammenarbeit mit Partnerkirchen.

Postkoloniale Kritik und Critical Whiteness verstehe ich dabei als wechselwirkenden und sich gegenseitig verstärkenden Prozess. Während Critical Whiteness hilft, eigene Positionierungen und Privilegien zu reflektieren, richtet postkoloniale Kritik den Blick auf koloniale Kontinuitäten, marginalisiertes Wissen und antikoloniale Widerstandsgeschichten. Postkoloniale Bildungsarbeit

sollte deshalb nicht beim kritischen Weißsein stehen bleiben, sondern auch strukturelle und materielle Ungleichheiten sichtbar machen, benennen und kritisch bearbeiten.

Welchen Bedarf sehen Sie in der Dekolonialitätsarbeit in Westfalen, insbesondere innerhalb kirchlicher Partnerschaften?

Kirchliche Partnerschaften beruhen häufig auf Beziehungen, die während der Kolonial- und Missionszeit entstanden sind. Daraus erwächst für Kirche eine besondere Verantwortung, diese Geschichte kritisch aufzuarbeiten und ihre Auswirkungen auf heutige Partnerschaftsarbeit ernst zu nehmen. Viele kirchliche Partnerschaften bestehen seit Jahrzehnten und sind stark durch langjährige einzelne Akteur*innen geprägt, was notwendige Veränderungsprozesse mitunter erschwert.

Gleichzeitig wird deutlich, dass Partnerschaftsarbeit nur dann gelingen kann, wenn alle Partner*innen gleichberechtigt an Entscheidungsprozessen beteiligt sind – etwa bei inhaltlichen Schwerpunkten, bei der Gestaltung von Begegnungen oder Zielsetzung.

Eine Aufgabe der Stelle ist die Etablierung eines Think Tanks zu „Junge Ökumene und Dekoloniale Arbeit“. Welcher Fokus soll hier gesetzt werden?

Ein erster Think Tank zu „Junge Ökumene und dekoloniale Arbeit“ hat bereits stattgefunden. Haupt- und Ehrenamtliche, die in Begegnungsreisen, Gremien oder Projekten der Jungen Ökumene aktiv sind, haben ihre Erfahrungen in ökumenischen Kontexten geteilt und gemeinsam reflektiert, welche Fragen sich aus einer dekolonialen Perspektive an die kirchliche Partnerschaftsarbeit stellen.

Deutlich wurde der Wunsch, über einzelne Treffen hinaus weiter vernetzt zu bleiben und gemeinsam an Fragen von Verantwortung, Entscheidungsprozessen und Ressourcen in Partnerschaften zu arbeiten. Der Think Tank soll Raum bieten, solche Fragen gemeinsam weiterzudenken und in bestehenden Partnerschaften sowie in Modellprojekten praktisch zu erproben.

Miriam Albrecht ist Referentin für Junge Ökumene und Klimagerechtigkeit im oikos-Institut für Mission und Ökumene der Evangelischen Kirche von Westfalen. Sie leitet das Projekt „Kirchenpartnerschaften – jung und dekolonial“. Fragen: Natália Hyppolito, Inlandsförderung Brot für die Welt

Bildung von Unten

Educación Popular im Rahmen der Bildungsarbeit mit Migrant*innen



Teilnehmer*innen unserer Workshops und Pädagog*innen vor der Casa Marielle Franco

Im Zeitraum von Juli bis Oktober 2025 haben wir als Bildungszentrum Lohana Berkins (Centro Educación Popular, CEP) drei eintägige Workshops in der **Casa Marielle Franco** (Berlin-Kreuzberg) durchgeführt. Dabei haben wir migrantischen Organisationen die Methoden und Perspektiven der **Educación Popular** näher gebracht. Die Veranstaltungen haben etwa 50 Multiplikator*innen aus der (migrantischen) Bildungsarbeit erreicht.

Wir sind ein Bildungszentrum von und für Migrant*innen in Berlin, das auf die politisch-pädagogischen Perspektiven der Educación Popular setzt. Wir schaffen einen Raum für die Entwicklung von Instrumenten, mit denen wir uns aktiv in das politische Leben dieser Gesellschaft einbringen können.

Warum Educación Popular in Deutschland?

Die Educación Popular ist eine wichtige historische Referenz der sozialen Bewegungen Lateinamerikas. Das CEP wird von Menschen aus Lateinamerika geleitet, die selbst Migrant*innen in Deutschland sind. Die Entstehung des Zentrums für Educación Popular Lohana Berkins

spiegelt eine Dualität (Komplementarität) wider, die in unserem Leben als Aktivist*innen und Migrant*innen sehr präsent ist. Unsere Erfahrungen machen wir in einem bestimmten Gebiet, mit spezifischen Besonderheiten, aber sie bleiben nicht in Zeit oder Raum eingeschlossen, sondern bewegen sich, reisen und migrieren wie wir zu neuen Gebieten mit anderen Besonderheiten. An diesem neuen Ort, in dem Fall Berlin, ist es für uns notwendig, uns zu organisieren, Werkzeuge, Kanäle und Möglichkeiten der Vernetzung und gemeinsamen Arbeit zu schaffen, um uns gegenseitig zu stärken.

Wir glauben, dass die Educación Popular eine politisch-pädagogische Praxis mit einem großen Potenzial ist – auch in Deutschland. Gleichzeitig ist ihre Anwendung und Umsetzung mit großen Herausforderungen verbunden. Wir wissen, dass die migrantische Gemeinschaft viel Unterstützung braucht, vor allem für diejenigen, die gerade im Land angekommen sind. Ihre Bedürfnisse sind der Schlüssel für eine Verbreitung der Educación popular, denn über eine Teilnahme an unseren Workshops können die Migrant*innen andere Menschen mit Migrationserfahrung treffen, ihre Kommunikationsfähigkeiten in

einer Fremdsprache verbessern, das politische, wirtschaftliche und kulturelle System Deutschlands verstehen lernen.

Zudem können sie darüber Werkzeuge zur Analyse der sie umgebenden Realität erarbeiten, eigene Rechte und verschiedene Organisationsformen kennenlernen, eigene und kollektive Erfahrungen austauschen und den Wunsch nach politischer Beteiligung in einer Gesellschaft, die von Ausgrenzung und Rassismus geprägt ist, befriedigen. Diese Bedürfnisse kann der Raum der Educación Popular nicht allein erfüllen, dafür aber die materiellen Voraussetzungen schaffen, um kollektive Werkzeuge zu erarbeiten. Deswegen muss ein Bildungszentrum in der politischen Organisation verwurzelt sein, denn nur in kollektiver und organisierter Kraft ist und wird es möglich sein, die Bedürfnisse der Mehrheit zu erfüllen.

Inhaltliche Struktur der Workshopreihe:

- **Workshop 1** führte in die Prinzipien der Educación Popular ein (z. B. kollektives Lernen, Hierarchiekritik, Theorie-Praxis-Verbindung) und reflektierte die Rolle von Pädagog*innen anhand von Texten (u. a. Paulo Freire, bell hooks) und einem Dokumentarfilm über Bachilleratos Populares in Argentinien.
- **Workshop 2** stellte den politischen Charakter der Educación Popular in den Vordergrund. Anhand von Video-Analysen lateinamerikanischer Bildungsprojekte, Textarbeit und Gruppenreflexionen wurde das Potenzial dieser Ansätze für die Arbeit mit Migrant*innen ausgelotet.
- **Workshop 3** widmete sich konkreten Methoden auf Basis der Educación Popular. Es wurden Ansätze des CEP Lohana Berkins erprobt, gemeinsam analysiert und auf eigene Kontexte übertragen.

Das Projekt hat uns ermöglicht, die Verbindung und die Zusammenarbeit mit anderen Organisationen zu stärken. Durch diesen Prozess hatten wir die Gelegenheit, mit diesen über das Potenzial der Methoden der Educación Popular zu sprechen und sie dafür zu gewinnen.

Im Rahmen der Workshopreihe haben Personen aus verschiedenen Organisationen teilgenommen, wie zum Beispiel aus der Basisgruppe „Trabajo migrante“, aus der feministischen Organisation „Kali Feminist“, aus der Basisgruppe „Asamblea en Solidaridad con Argentina“ und von der Zeitschrift „Lateinamerika Nachrichten“.

Warum sind die migrantischen Räume fundamental?

In dem aktuellen politischen Kontext von Mittelkürzungen und Bedrohungen gegen migrantische Organisationen glauben wir, dass die Existenz und das Angebot von Räumen der demokratischen Bildung und Teilhabe eine historische Notwendigkeit ist.

Denn unsere Arbeit ist aufgrund des aktuellen politischen Kontextes und des gesellschaftlichen Diskurses, der die Arbeit für zivilgesellschaftliche Organisationen, im speziellen für migrantische, erschwert, komplizierter geworden. Deswegen sind wir besonders stolz darauf, dass die Casa Popular Marielle Franco nach wie vor ein lebendiger Ort der migrantischen Gemeinschaft ist, wo zahlreiche Aktivitäten und Vernetzungstreffen stattfinden. Dazu hat auch dieses Projekt beigetragen. In Zusammenarbeit mit anderen Organisationen haben wir das Haus mit Leben erfüllt und weiter als Vernetzungsort ausgebaut. Wir haben nicht nur die durch Brot für die Welt finanzierte Workshopreihe durchgeführt, sondern auch andere wie:

- einen politischen Diskussionskurs auf Deutsch.
- Workshops für Arbeitsmigrant*innen auf Spanisch.
- einen politischen Diskussionskurs auf Spanisch.

Was planen wir für die Zukunft?

Weil wir denken, dass dieses Land mehr Demokratie und Diversität für alle braucht, möchten wir unser Angebot weiter entwickeln. Das gilt nicht nur für Kurse und Workshops, sondern auch für die Ressourcen, die die migrantischen Organisationen brauchen.

Um unsere (finanzielle) Unabhängigkeit zu verstärken, haben wir ein Mitgliedschaftsprogramm aufgesetzt. Dadurch können Menschen, die unsere Arbeit gut finden, uns unterstützen und helfen.

Wir kommen aus Ländern, wo die Demokratie errungen wurde. Dies war nur durch eine permanente Arbeit der politischen Bildung und der Bildung von Unten möglich. Wir möchten uns mit den Menschen hier in Deutschland über diese Erfahrungen austauschen und zusammen lernen – dafür haben wir das Bildungszentrum gegründet und dafür wird es auch in Zukunft stehen.

Libert Aquarela Padilla, Bildung von Unten e. V.



Bildungszentrum
Lohana Berkins



www.ceplohanaberkins.org

Südblicke

Perspektiven wechseln – Lernen antikolonial gestalten



„Wer sagt, dass Norden oben und Süden unten ist? Südblicke ist eine Einladung, globale Themen aus der Sicht von Personen aus dem sogenannten Globalen Süden zu betrachten. Eine Einladung, sich auf vielseitige Perspektiven einzulassen. Eine Einladung, diese Sichtweisen in den Unterricht, in Workshops und andere Bildungsformate einzubringen.“ (Wofür steht Südblicke? ...Wer sagt dass Norden oben und Süden unten ist?, Erklärfilm: www.youtube.com/watch?v=TYBzXaRp1Kw)

Südblicke ermöglicht diesen Perspektivwechsel. In Workshops, Projektwochen sowie mit frei zugänglichen Podcasts, Erklärfilmen und didaktischen Materialien verbinden wir koloniale Geschichte mit aktuellen Fragen von Ungleichheit, Migration, Klimagerechtigkeit und globaler Verantwortung. Als Grundlage für die Materialien interviewen wir Aktivist*innen aus dem sogenannten Globalen Süden. Alle Materialien sind kostenfrei verfügbar unter www.suedblicke.org sowie auf unseren Profilen bei **Spotify** und **Youtube**.

Kolonialismus in Kamerun – was hat das mit mir zu tun?

In unserem aktuellen Projekt arbeiten wir zu anti-kolonialen Widerstand in Kamerun. In einer Projektwoche kamen Schüler*innen mit zwei kamerunischen Aktivistinnen ins Gespräch. Sylvie Vernuy Djobati lebt in Kamerun und setzt sich für die Rückgabe der von deutschen Kolonisatoren geraubten Statue Ngonso ein. Solange Djongoue Keou musste Kamerun verlassen, da sie sich für Demokratie einsetzte. Sie zieht klare Bezüge zwischen der aktuellen Situation in ihrem Land, ihrer Flucht und der Kolonialzeit. Beide thematisierten zudem den Konflikt zwischen englisch- und französischsprachigen Teilen Kameruns als Folge kolonialer Grenzziehungen.

Eine Schülerin reflektierte nach dem Gespräch: „Ich fand es sehr gut zu erfahren, wie alles hier mit dem Asyl und so abläuft. (...) Ich finde, dass es da einfach auch mehr Unterstützung geben sollte, weil Deutschland ja viel dazu beigetragen hat, dass sie in dieser Situation steckt, dass es einfach in Kamerun so läuft, wie es ist.“

Solange betonte: „Es freut mich sehr zu sehen, dass es unter euch Menschen gibt, die verstehen, was wir hier nach so vielen Jahren des kolonialen Einflusses erleben. (...) Und das ist gut, weil ihr zumindest versteht, dass wir in der Zukunft mit euch rechnen, (...) um die Dinge in der Welt zu ändern. Wir zählen auf euch!“

Ein zentrales Anliegen von **Südblicke** ist es, koloniale Gewalt nicht abstrakt zu behandeln, sondern Bezüge zur Lebenswelt der Schüler*innen herzustellen. Beim Thema Restitution bringen Schüler*innen Gegenstände mit, die für sie oder ihre Familien emotional bedeutsam sind. In verschiedenen Szenarien erleben sie, was es bedeutet, wenn diese Objekte weggenommen, erst nach hundert Jahren zurückgegeben, von anderen aufbewahrt oder wirtschaftlich genutzt werden. Auch der Stadtraum wird zum Lernort. In Neukölln arbeiteten Schüler*innen zur kolonial belasteten Straße „Wöhrmannkehe“ und schrieben Briefe mit der Forderung nach Umbenennung.

In jeder Veranstaltung mit Lehrkräften, in denen wir unser Material vorstellen, betonen diese die Schwierigkeit, Material zu finden, das aus der Perspektive ehemals kolonisierter Regionen verfasst wurde. Daher sind viele motiviert, unser Material zu verwenden. Herausforderungen sehen sie vor allem strukturell: Kolonialismus spielt in Lehrplänen bislang eine geringe Rolle und Zeit ist oft knapp. Eine Lehrkraft fasst ihr Feedback so zusammen: „Ich bin jetzt motiviert, mehr Perspektiven des Widerstands gegen Kolonialismus einzubeziehen. Die Zeit muss ich mir irgendwie nehmen.“

Jessica Valdez und Hanna Krügener,
AG Südblicke des Schillerwerkstatt e. V.



i **Unsere Links:**
www.suedblicke.org
open.spotify.com/show/6l2whSnYHVWC06btaJ59R6
www.youtube.com/@suedblicke
www.instagram.com/suedblicke

Dekoloniales Erinnern

Ostafrikanische Perspektiven im Fokus

Mitglieder des **Pambazuka Swahili Kulturvereins** und weitere Interessierte haben sich 2025 aus einer dekolonialen Perspektive mit dem ostafrikanischen Kulturerbe auseinandergesetzt. Welche Gegenstände aus Ostafrika befinden sich eigentlich in deutschen Museen und wie kann dieses koloniale Erbe abgebaut werden? Und wie kann die Swahili-sprachige Community in Deutschland die eigene immaterielle Kultur feiern und an jüngere Generationen weitergeben?

Pambazuka bietet seit drei Jahren einen vielfältigen Begegnungsort für Menschen mit Wurzeln in Ostafrika, für Personen mit persönlichen oder beruflichen Beziehungen zu der Region sowie für die allgemeine Öffentlichkeit in Nordrhein-Westfalen. Der Verein ist offen für alle Swahili-sprachigen und Swahili-interessierten Menschen und es gibt regelmäßige Treffen im Allerweltshaus in Köln-Ehrenfeld. Der Verein wird gekennzeichnet durch ein diverses Portfolio von Angeboten wie Sprachunterricht, Antidiskriminierungsarbeit und Aktivitäten in den Bereichen Sport, Essen, Film, Mode und mehr.



Kinder rätseln mit bei der Veranstaltung „Hadithi, hadithi“

2025 hat der Verein neu das Thema „Kulturelles Erbe“ aus einer dekolonialen Perspektive in den Fokus gestellt. Eine erste Veranstaltung dazu fand im Juni statt. Die Dekolonisierung von ethnologischen Museen, von nicht-europäischen Kunstsammlungen und des Managements des kulturellen Erbes ist in den letzten Jahren ein wichtiges Thema geworden in ganz Europa, besonders auch in Deutschland. Jedoch finden diese Debatten primär im akademischen und politischen Raum statt. Mittels dieser Veranstaltung wollte der Verein das Thema Personen näherbringen, die sich persönlich mit Ostafrika verbunden fühlen – insbesondere aus der ostafrikanischen Diaspora in NRW. Sie sollen in die Lage versetzt werden, sich aktiv und informiert an den Debatten zu beteiligen.

Der tansanische Archäologe Dr. Valence Silayo führte ins Thema ein. Dr. Silayo arbeitet an der Universität von Dar es Salaam und ist aktueller Gerda-Henkel-Fellow am Linden-Museum Stuttgart. Er erforscht die kolonialen Sammlungen der Chagga, einer ethnischen Gruppe aus Nord-Tansania, in Museen in Deutschland. Sein Vortrag schuf Bewusstsein über die Anwesenheit von vielen ostafrikanischen Gegenständen in deutschen Museen. Gleichzeitig sprach er über Möglichkeiten für Restitution und über die mögliche Rolle der ostafrikanischen Diaspora in dieser Debatte. Die Veranstaltung stieß damit eine Diskussion im Verein an, die nun u. a. in Zusammenarbeit mit dem Rautenstrauch-Joest-Museum in Köln weitergeführt wird.

In einer zweiten Veranstaltung im Dezember mit dem Titel „Hadithi, hadithi“ („Geschichte, Geschichte“) sprachen Teilnehmende über die Wichtigkeit des immateriellen Kulturerbes. Der Teilnehmendenkreis war sehr divers, mit Erwachsenen mit und ohne Migrationshintergrund und Kindern aus multikulturellen Familien. Nach einer kurzen Einführung belebten die Teilnehmenden die immaterielle Kultur mittels Erzählungen, insbesondere mit Fokus auf „Kitendawili“-Rätsel. Diese Veranstaltung hat damit nicht nur viel Spaß gemacht, sondern auch die Pambazuka-Community darin bestärkt, sich aktiv mit dem Thema Kulturerbe auseinanderzusetzen.

Gerda Kuiper,
Mitglied Pambazuka Swahili Kulturverein e. V.

**PAMBAZUKA**
Swahili Kultur e.V.

 www.allerweltshaus.de/begegnung/nutzer-innen/pambazuka-swahili-kulturverein-e.v

Jesus ist nicht Schwarz-weiß

Gespräche, Lieder und Perspektivwechsel am Küchentisch – dekoloniale Bildungsarbeit in Kirche

Was passiert, wenn Antirassismus nicht nur „Wissensvermittlung“ ist, sondern ein Raum, in dem Menschen fühlen, fragen, lernen – und sich gegenseitig aushalten dürfen? Die Konzertlesung „Jesus ist nicht Schwarz-weiß“ verbindet künstlerische Zugänge (Text, Musik, Biografie) mit einem vertiefenden Antirassismus-Workshop. An vier von Brot für die Welt geförderten Stationen wurde spürbar: Dekoloniale Bildungsarbeit gelingt dann besonders, wenn Kopf und Herz zusammenkommen – und Kirche ihr „Wir“ ehrlich befragt.

Da steht ein Tisch. Mitten in der Kirche. Blumen, eine Tischdecke, drei Stühle – und ein freier Platz, „im Herz des Hauses“. Genau so beginnt unsere Konzertlesung: nicht auf Distanz, sondern wie ein Küchentischgespräch – der Ort, an dem offen geredet werden darf, ohne dass gleich alles perfekt sein muss. Und ja: Es wird gelacht. Und geweint. Und gesungen.

Im März 2025 waren wir mit „Jesus ist nicht Schwarz-weiß“ auf Tour – rund um die Internationalen Wochen gegen Rassismus. Brot für die Welt hat vier Konzertlesungen unterstützt: bei der ESG Nürnberg, in der Evangelischen

Kirchengemeinde Königsstele (Essen), im Evangelischen Forum Annahof (Augsburg) und in der Evangelisch-Freikirchlichen Gemeinde Bonn. Unsere Erfahrung: Die Abende waren gut besucht, die Gespräche danach oft lang – und auffallend ehrlich.

Kunst, die nicht ausweicht – und Bildung, die nicht beschämt

Antirassismusarbeit ist nicht nur eine Sache des Kopfes, sondern auch des Herzens. Das klingt freundlich – und ist unsere Methode. Denn beim Thema Rassismus schützen sich viele Menschen reflexhaft: mit Abwehr, mit Scham, mit „Ich hab’s doch nicht so gemeint“. Unser Format setzt deshalb auf Perspektivwechsel ohne Moralfinger.

Am Küchentisch erzählen wir biografisch: Judy Bailey und ich als Schwarze Frauen und Mütter, die im eigenen Land immer wieder zu Fremden gemacht werden; Patrick Depuhl mit der Familiengeschichte eines in Himmlers „Lebensborn“ geborenen Vaters. Dazwischen Lieder,



Applaus auf der Konzertlesung in Essen

Texte, kleine Alltagsmomente – und große Fragen: Wer darf selbstverständlich dazugehören? Wer muss sich erklären? Und warum hängt das auch mit Kirche zusammen?

Vom Workshop in den Abend: Aus Handlungsfähigkeit wird Begegnung

An den Tourtagen begann alles am Nachmittag: In einem dreistündigen Workshop vom Antirassismus-Team der Vereinten Evangelischen Mission (VEM) haben wir gemeinsam Grundlagen erarbeitet, Sprache geklärt und Strukturen sichtbar gemacht. Die Logik war bewusst: erst Orientierung und Werkzeuge, dann das Erleben.

Am Abend ging es dann in die Konzertlesung. Dort bekam das, was nachmittags kognitiv sortiert wurde, einen Körper: durch Texte, Musik und persönliche Geschichten. Viele haben rückgemeldet, dass genau diese Reihenfolge geholfen hat – weil sie nicht nur „berührt“, sondern auch sprachfähig nach Hause gegangen sind.

In unseren Workshops starten wir mit klaren Gesprächsregeln (z. B. „Es gibt keinen Ort ohne Diskriminierung“, Vertraulichkeit, aus eigener Erfahrung sprechen). Wir arbeiten mit knappen Definitionen und beschäftigen uns mit kolonialen Kontinuitäten, der Erfindung von „Rasse“, christlichen Traditionslinien – und ganz konkret: Wie setzt Kirche bis heute weiße Normalität als Standard? Wie wirkt das in Bildern, in Sprache, in Liturgie, in Personalstrukturen? Ein Beispiel, das viele erschüttert: dass in gängigen Bibelübersetzungen rassistische Begriffe stehen bzw. standen – und wie sehr Sprache Wirklichkeit prägt (Stichwort „M-Wort“).

Ein Ausschnitt aus dem Workshop in Essen wurde zudem in einer ZDF-Reportage aufgegriffen („Kirche ohne Rassismus?“), was für viele vor Ort auch ein Signal war: Dieses Thema ist nicht „Randnotiz“, sondern mitten in der Kirche.

Was uns (und andere) bewegt hat

In allen vier Orten war das stärkste Signal nicht „Zustimmung“, sondern Bewegung. Menschen sagten uns, sie hätten Dinge verstanden – und zum ersten Mal auch gefühlt. Einige meldeten sich Wochen später noch einmal: weil Gespräche in Teams neu gestartet wurden, weil man die eigene Sprache überprüft hat, weil die Welt anders wahrgenommen wurde.

Für mich ist das der Kern dekolonialer Bildungsarbeit: nicht ein fertiges Curriculum, sondern ein Prozess, der



Beziehungen verändert. Und in kirchlichen Räumen ist das immer auch Seelsorge – weil Rassismus nicht nur „Thema“ ist, sondern Biografie, Körper, Alltag, Glauben. Wenn wir dafür Räume schaffen, passiert etwas Heilsames: Menschen gehen nicht „entlastet“ nach Hause, aber klarer. Und weniger allein.

Hoffnung braucht Formate

In Zeiten, in denen gesellschaftliche Debatten verhärten, braucht es Formate, die weder verharmlosen noch verhärten. Genau das ist uns gelungen und wir sind dankbar für die Förderung durch Brot für die Welt. Sie hat ermöglicht, dass Kirche nicht nur über Dekolonialität spricht, sondern sie übt: im Zuhören, im Lernen, im Aushalten, im gemeinsamen Singen.

Sarah Vecera, Referentin für Antirassismus bei der Vereinten Evangelischen Mission

„Der innere Kolonialherr“

Auseinandersetzung im entwicklungspolitischen Engagement

Seit über 30 Jahren arbeitet das Adivasi-Tee-Projekt (ATP) in Partnerschaft mit Adivasi-Gemeinschaften in den südindischen Nilgiri-Bergen für Fairen Handel, Menschenrechte und eine nachhaltige Entwicklung in beiden Regionen. Seit dem ersten Kontakt lebt die Partnerschaft von gegenseitiger Inspiration, Vertrauen und von der Vision globaler Gerechtigkeit.

Als „Adivasi“ bezeichnen sich indigene, marginalisierte Personen in Indien, die einer bestimmten Community angehören. Unsere Partner*innen organisierten sich in den 80er-Jahren für eine Landrechtsbewegung und kämpfen bis heute für die Gleichberechtigung ihrer Gemeinschaften.

Immer wieder inspiriert uns die vielfältige, lebendige und innovative Basis-Entwicklungsarbeit des Adivasi-Netzwerks AMS in etwa 320 Dörfern. Wir als Initiative in Deutschland sind überzeugt: So anders das traditionelle Leben der Adivasi erscheint, so relevant sind ihre aktuellen Herausforderungen auch für uns. Wie wird ein nachhaltiger Lebensstil bei steigendem Wohlstand bewahrt? Wie wird die Koexistenz von Menschen und Wildtieren verbessert? Wie können vorhandene Machtstrukturen überwunden werden?

2025 haben wir uns im ATP bewusst die Frage gestellt: Inwiefern ist unsere Arbeit von kolonialen Machtstrukturen und Denkmustern geprägt? Was bedeutet das für unser Engagement? Gemeinsam mit der Initiative **Göttingen Postkolonial** haben wir uns auf den Weg gemacht, koloniale Kontinuitäten zu betrachten und unsere eigenen Rollen darin kritisch zu hinterfragen. Im Rahmen eines Seminars haben Studierende, ehrenamtlich Aktive und Multiplikator*innen Perspektiven geschärft und ihr Wissen zu Rassismus und Kolonialismus vertieft.

Den „inneren Kolonialherren“ aufspüren

Den inhaltlichen Auftakt zu unserem Wochenend-Seminar bildete ein Input von Sarah Böger (Göttingen Postkolonial), der die ideologischen Grundlagen europäischer Kolonialherrschaft nachzeichnete. Kolonialismus wird dabei nicht als abgeschlossenes historisches Ereignis verstanden, sondern als ein rassistisches Unrechts- und Gewaltsystem, dessen Logiken bis heute fortwirken.

Zum kolonialen Erbe gehören neben unseren gewohnten Vorstellungen von Wirtschaft und Zeit auch Konzepte wie patriarchale Geschlechterordnungen und der Nationalstaat. Wir Teilnehmende versuchen zu begreifen, dass wir mit einem gewissen Anspruch auf objektive Wahrheiten ein rassistisch fundiertes Wissenssystem stützen, welches z. B. indigenes Wissen ausblendet.

Wir diskutierten intensiv über koloniale Haltungen, die bis heute unser Denken prägen: Die Deutung von „anderen“ Lebensweisen, anstatt sie bloß zu beobachten, der Defizitblick auf marginalisierte Gruppen und spontane Annahmen darüber, was „gut“ für andere sei. Sammeln, Ordnen und Bewerten wurden ebenfalls als koloniale Praktiken identifiziert. In ehemals kolonisierenden Gesellschaften fällt es uns oft schwer, Rassismen zu erkennen und aktiv dagegen vorzugehen.

Eine Diskussion entzündete sich am Thema Mitleid: Ist es Ausdruck von Solidarität – oder stabilisiert es bestehende Machtverhältnisse? Mehrere Teilnehmende reflektierten, inwiefern auch gut gemeinte Projektarbeit oder Spendenaktionen Teil eines Systems sein können, das Abhängigkeiten reproduziert. Eindrücklich war der geteilte Aufruf aus einer afrikanischen Community: „Lasst uns uns selbst empowern – wir wollen kein Geld, keine Mittel, keine Hilfen.“ Einzelne Teilnehmende fühlen Scham bei diesem Aufruf. Gleichzeitig wurde angemerkt, dass Gefühle von Scham und Schuld zwar Teil der Auseinandersetzung mit weißen Privilegien sind, aber oft auch lähmen und aktives antirassistisches Handeln verhindern. Wut oder gemeinsame Zuversicht lösen eher Bewegungen aus.

Zusammenarbeit auf Augenhöhe – ein lösbarer Widerspruch?

Im zweiten Teil des Seminars stellten wir uns einer der zentralen Fragen internationaler Entwicklungszusammenarbeit: Ist die Partnerschaft mit NGOs in Indien, die sich für die Rechte marginalisierter Menschen einsetzen, überhaupt auf Augenhöhe möglich?



Kleingruppe bei Workshop „Gemeinsame Visionen“ mit unseren Partnerorganisationen, ATP 2024

In der Diskussion wurden sowohl Chancen als auch strukturelle Grenzen benannt. Begegnungen sind stets von strukturellen Schiefen geprägt – durch Sprache, Staatsangehörigkeit, ökonomische Sicherheit und Bewegungsfreiheit. Diese Schiefen umgeben uns ständig und überall. Hinzu kommt: Die Abhängigkeit von Spenden aus Deutschland ist keine freie Entscheidung, während umgekehrt das Sammeln von Spenden oder Reisen nach Indien Ausdruck massiver Privilegien ist. Auch die Gefahr der Romantisierung indigener Lebensrealitäten, das unbewusste Anlegen eigener Bewertungsmaßstäbe und die Orientierung an einem kolonial geprägten Bildungssystem wurden kritisch benannt. Einige Teilnehmende stellten die unbequeme These in den Raum, dass vollständige Augenhöhe unter diesen Bedingungen vielleicht nicht erreichbar ist – und dass auch der Versuch, dies zu behaupten, problematisch sein kann.

Auf der anderen Seite steht die Überzeugung, dass das ATP gemeinsam mit Adivasi-Partner*innen Ziele formuliert, Interessen teilt und über Jahrzehnte eine Beziehung aufgebaut hat, die weit über finanzielle Unterstützung hinausgeht. Augenhöhe wird spürbar in gemeinsamen Räumen des Aushandelns, aktiven Zuhörens und gegenseitigen Lernens.

Viele Teilnehmende des Seminars betonten, wie viel sie von Adivasi-Wissenssystemen, Lebensweisen und Perspektiven lernen können – als bewusste Ergänzung zur eigenen formalen Bildung.

Koloniale Kontinuitäten in Indien betrachten

Einen wichtigen Perspektivwechsel bot der Vortrag von Aazam Abdul Nisthar, der koloniale Kontinuitäten in Indien historisch und politisch einordnete. Er machte deutlich, dass Adivasi-Gemeinschaften nicht isoliert betrachtet werden können, sondern in enger Verbindung mit dem indischen Kastensystem stehen. Der indische Staat setzt bis heute ausbeuterische und teilweise offene gewaltsame Praktiken gegenüber Adivasi ein. Aazam beschrieb drei Phasen des Kolonialismus in Indien: die direkte europäische Kolonialherrschaft, das nationale Versprechen nach der Unabhängigkeit, das für viele marginalisierte Gruppen nicht eingelöst wurde, sowie das heutige globale Entwicklungsparadigma, das auf Privatisierung, wirtschaftliches Wachstum und Menschenrechte setzt, dabei aber neue Formen der Kolonisierung hervorbringt.



Team unserer indischen Partnerorganisation
ACCORD in Gudalur, ATP 2023

Was bleibt – und was folgt?

Die Evaluation des Seminars zeigt: Es gibt kein bestimmtes Repertoire an dekolonialen Methoden, was wir einfach anwenden können. Zunächst braucht es eine Haltung, die wir uns erarbeiten und kontinuierlich ergänzen müssen.

Eine dekoloniale Haltung erarbeiten wir uns durch viele kleine Schritte wie zum Beispiel einen bewussteren Umgang mit Sprache. Außerdem sollten kolonialkritische Perspektiven viel mehr Raum bekommen in Bildungsarbeit, Projektplanung und Öffentlichkeitsarbeit. Die aktiven Ehrenamtlichen im ATP nehmen sich vor, Adivasi bei jeder Entscheidung aktiv einzubinden und verstärkt auf Sprache und Bilder in der Öffentlichkeitsarbeit zu achten.

Wichtig ist auch, Hoffnung zu bewahren. Kolonial-kritisches Handeln findet bereits statt – manchmal sichtbar, manchmal leise, oft im Zwischenmenschlichen. Viele kleine Geschichten erinnern uns daran, dass Veränderung nicht nur in großen politischen Umbrüchen geschieht, sondern auch in alltäglichen Entscheidungen, Beziehungen und im kontinuierlichen Arbeiten an der eigenen Haltung. Wir können koloniale Kontinuitäten und eigene Verwobenheiten abbauen, wenn wir unsere eigenen Rassismen erkennen und verlernen, offen aufeinander zugehen und eigene Ressourcen teilen.

Lisa Baumann, Adivasi-Tee-Projekt (ATP)



www.adivasi-tee-projekt.org

Vom Wissen zur Wirkung

Jugendliche Multiplikator*innen für eine gerechte Gesellschaft

Die Inlandsförderung hat 2025 das Projekt „Vom Wissen zur Wirkung: Jugendliche Multiplikator*innen für eine gerechte Gesellschaft“ der Partnerorganisation VKII Ruhrbezirk unterstützt. Es behandelt das entwicklungs- politische Thema der Dekolonialisierung und reagiert auf die gesellschaftspolitische Herausforderung der Identitätsfindung von Jugendlichen mit afrikanischen Vorfahren in politisch herausfordernden Zeiten in Deutschland. Die Verantwortlichen für das Projekt erzählen, was konkret in der Fortbildung umgesetzt wurde und wie das Projekt entstanden ist. Zudem nehmen wir Eindrücke von Teilnehmer*innen mit, die erzählen, wie die Maßnahme auf sie gewirkt hat.

Wer ist der VKII Ruhrbezirk e. V.?

Der VKII Ruhrbezirk e. V. mit rund 140 Mitgliedern fördert Volks- und Berufsbildung, Entwicklungsarbeit, Jugend- und Integrationsarbeit (VKII steht für „Verein Kamerunischer Ingenieur*innen und Informatiker*innen“). Ein besonderer Schwerpunkt liegt auf der Unterstützung von Kindern und Jugendlichen aus Familien mit Migrations- und Fluchtbiografie sowie auf rassismuskritischer und dekolonialer Bildungsarbeit. Der Verein bietet Orientierung und Beratung für afrikanische Studierende, Auszubildende und Schüler*innen sowie kulturelle Programme, Nachhilfe, Sprach- und Bildungsangebote. Zudem organisiert er Empowerment-Workshops, Mentoring und vielfältige Kooperations- und Vernetzungsangebote mit Partnern, die ähnliche Ziele verfolgen.

Warum sahen wir Handlungsbedarf für unser Projekt „Vom Wissen zur Wirkung“?

Unsere jahrelange Arbeit in den Bereichen Anti-Rassismus und Antidiskriminierung hat gezeigt, dass vielen Jugendlichen und Erwachsenen der Bezug zur eigenen Identität fehlt. Es wurde deutlich, dass viele ihre eigene Geschichte kaum kennen und den Begriff der Kolonialisierung nur schwer einordnen können. Diese Beobachtungen machten den Handlungsbedarf sichtbar: Es braucht gezielte Wissensvermittlung über die eigene Geschichte und über die Auswirkungen kolonialer Strukturen, um das Selbstbewusstsein der Jugendlichen zu stärken und ihr Verständnis für ihre Herkunft zu fördern.

Was haben wir im Projekt „Vom Wissen zur Wirkung“ durchgeführt?

Wir haben Workshops zur Geschichte der Kolonialisierung und ihren Auswirkungen auf afrikanische Identitäten angeboten und diese durch Expert*innenvorträge

ergänzt. Die Teilnehmenden setzten sich mit ihrer eigenen kulturellen Identität auseinander, lernten historische Narrative kritisch zu hinterfragen und entwickelten eigene Perspektiven. Erfolgsgeschichten afrikanischer Persönlichkeiten dienten dabei als positive Orientierung. Zusätzlich erstellten wir Module zur Stärkung von Soft Skills wie Kommunikation, kritischem Denken und Vernetzung und entwickelten Materialien für Jugendliche. Durch Kooperationen mit Partnerorganisationen wurde das Projekt weiter gestärkt. Ziel war es, die Jugendlichen zu Multiplikator*innen auszubilden, die ihr Wissen weitergeben. Weitere Veranstaltungen sind geplant, um den Lern- und Austauschprozess fortzuführen.

Das sagen Teilnehmer*innen:

Wie hat dich die Fortbildung verändert?

Die Fortbildung hat mir geholfen, meine eigene Geschichte besser zu verstehen und selbstbewusster mit meiner Identität umzugehen. Ich sehe jetzt klarer, wie Kolonialisierung unsere Herkunft beeinflusst hat, und ich traue mich mehr, meine Meinung zu sagen und Dinge kritisch zu hinterfragen. — **Karl A.**

Wie kannst du dir vorstellen, das Gelernte in der Praxis umzusetzen?

Ich möchte das Wissen in meinem Freundeskreis und in der Schule weitergeben, zum Beispiel in Projekten oder Präsentationen. Außerdem will ich andere Jugendliche ermutigen, sich mit ihrer Herkunft zu beschäftigen und offen über Rassismus oder Vorurteile zu sprechen. Ich merke, dass ich jetzt besser argumentieren kann und sicherer bin, wenn solche Themen zur Sprache kommen. — **Desire B.**

Pia Kempen, VKII Ruhrbezirk, Fragen: Natália Hyppolito, Inlandsförderung Brot für die Welt



Den Kreislauf der Ausbeutung durchbrechen

Ende März 2025 endete der 18-monatige Freiwilligendienst in Deutschland von 13 jungen Menschen aus Partnerorganisationen von Brot für die Welt in Costa Rica, Kambodscha und Sambia. Im Rahmen des weltwärts-Programms haben sie sich in sozialen und/oder gesellschaftspolitischen Vereinen und Organisationen in Berlin und Brandenburg engagiert und in Seminaren und Veranstaltungen wie Youthtopia und der Bildungsmesse didacta gemeinsame Lernerfahrungen gemacht. In ihrer Abschlussandacht am 12. März 2025 sprachen sie von ihrem Engagement für mehr Gerechtigkeit und unser aller Verantwortung für eine gerechtere Welt:



„Liebe Familie im Glauben,

nachdem wir die letzten 18 Monate in Deutschland, einem Land voller Vielfalt und Perspektiven, verbracht haben, ist uns eine grundlegende Wahrheit klar geworden: Unsere Beziehung zur Natur ist an einer Bruchstelle angelangt. Klimawandel, Umweltzerstörung, soziale Ungleichheit und Krieg sind keine fernen Bedrohungen mehr.

Die Worte von Berta Cáceres, einer unerschrockenen Verfechterin der Rechte indigener Völker und der Umweltgerechtigkeit aus Honduras, klingen in diesem Moment tief nach:

„Lasst uns aufwachen, weckt die Menschheit auf. Wir haben keine Zeit mehr, unser Gewissen wird durch die Tatsache erschüttert werden, dass wir der Selbstzerstörung durch kapitalistische, rassistische und patriarchalische Ausbeutung nur zuschauen.“

Ihre Botschaft ist klar: Wir können es uns nicht länger leisten, passive Beobachter zu sein. Die Herausforderungen, mit denen wir konfrontiert sind, erfordern kollektives Handeln, das auf Solidarität, Gerechtigkeit und tiefem Respekt für die Natur beruht.

Wie Buddha einst sagte: ‚Tue Gutes, dann erhältst du Gutes, tue Schlechtes, dann erhältst du Schlechtes‘. Diese Worte erinnern uns daran, dass unser Handeln die Welt, in der wir leben, prägt. Die Entscheidungen, die wir treffen, bestimmen die Zukunft, die wir gemeinsam gestalten. Mit dieser Überzeugung haben wir uns auf den Weg gemacht, um ehrenamtlich zu arbeiten, ohne nach Anerkennung oder Belohnung zu suchen, sondern im Vertrauen darauf, dass die Entscheidung, anderen zu

helfen, von Herzen kommt. Wir haben keine Gegenleistung erwartet, aber die Verbindungen, die wir geknüpft haben, die Lektionen, die wir gelernt haben, und die Hoffnung, die wir in den Gemeinden, denen wir geholfen haben, genährt haben, haben uns unendlich bereichert. Es liegt in unserer gemeinsamen Verantwortung, den Kreislauf der Ausbeutung zu durchbrechen und eine Zukunft aufzubauen, in der Nachhaltigkeit und Gerechtigkeit Hand in Hand gehen. Eine Zukunft, die die inneren Werte der Natur und das Recht aller Gemeinschaften anerkennt, in Harmonie mit ihrer Umwelt zu leben.

Wie die Bibel in Matthäus 20:28 sagt: Jesus ist nicht gekommen, um sich bedienen zu lassen, sondern um anderen zu dienen und sein Leben hinzugeben, damit viele Menschen gerettet werden. In diesem Vers lehrt Jesus, dass es bei wahrer Größe nicht darum geht, das Sagen zu haben oder Macht zu besitzen, sondern darum, anderen zu helfen und zu dienen. Er erklärt auch, dass er am Kreuz gestorben ist, um uns von unseren Sünden zu befreien und uns Freiheit und Erlösung zu schenken.

Überall auf der Welt sehen wir inspirierende Bewegungen, die von Einzelpersonen und Gemeinschaften angeführt werden, die sich weigern, die Zerstörung als unvermeidlich hinzunehmen. Durch diesen Geist der Zusammenarbeit und Konvergenz können wir einen echten Wandel erreichen. Lassen Sie uns nicht warten, bis die Folgen unumkehrbar werden. Wachen wir auf, werden wir aktiv und setzen uns gemeinsam für eine Welt ein, in der Natur und Gesellschaft im Gleichgewicht gedeihen. Die Zeit ist jetzt reif.

Vielen Dank.“

Reflexionen über unsere internen Antirassismus-Schulungen

In den letzten Monaten hat das Evangelische Werk für Diakonie und Entwicklung e. V. (EWDE) bewusst damit begonnen, sich sowohl in seiner täglichen Arbeit als auch in seiner Organisationskultur intensiv mit Fragen des Antirassismus und der Dekolonialität auseinanderzusetzen. Dieser Prozess hat uns dazu herausgefordert, genauer hinzuhören, kritisch über Macht, Privilegien und überlieferte Praktiken nachzudenken und Räume zu schaffen, in denen schwierige Gespräche offen und achtsam geführt werden können. Die Anti-Rassismus-Schulungen waren ein wichtiger Teil dieser Reise. Sie boten den Mitarbeitenden die Möglichkeit, gemeinsam zu lernen, langjährige Annahmen zu hinterfragen und persönliche Erfahrungen mit strukturellen Realitäten in der Entwicklungszusammenarbeit zu verbinden. In diesem Interview teilt der leitende Trainer Abdou Rahime Diallo seine Reflexionen über diesen gemeinsamen Lernprozess mit Valerie Viban, Berater für Anti-Rassismus und Dekolonisierung.

Wie würden Sie den gesamten Prozess der Konzeption und Durchführung der Anti-Rassismus-Schulungen hier beim EWDE beschreiben?

Zunächst einmal müssen wir bescheiden feststellen, dass der Sensibilisierungsprozess von DPI mit EWDE ein großer Erfolg ist. Die Grundlage dieses Erfolgs ist unser wertschätzender Ansatz zur Sensibilisierung. Wir teilen den Lern- und Sensibilisierungsraum nicht in Betroffene und Nicht-Betroffene auf, sondern streben nach gemeinsamen Perspektiven zur Sensibilisierung. Zweitens sorgen wir für einen achtsamen und würdevollen Umgang unter den Seminarteilnehmer*innen, damit genügend Raum für das psycho-emotionale Engagement bleibt, das für nachhaltiges Lernen und Einstellungsarbeit unerlässlich ist.

Können Sie die Phasen oder Schritte des Trainingsprozesses skizzieren?

Unser Sensibilisierungsprozess lässt sich in drei Phasen unterteilen. Die erste Phase konzentriert sich auf die Sensibilisierung, während derer die kritische Auseinandersetzung mit Rassismus, Kolonialitäten und eigenen Privilegien vermittelt und normalisiert wird. Die zweite Phase konzentriert sich auf das Verständnis von Rassismus als ein strukturell etabliertes und wirksames Problem, das die Organisation betrifft. Die dritte Phase umfasst das Erlernen praktischer Techniken und Methoden im Zusammenhang mit Prävention, Intervention und Medienproduktion in Bezug auf Antirassismus und Dekolonialisierung. Diese Triade bildet einen konsistenten Lernraum von der Theorie bis zur Praxis. Der vierte Schritt umfasst

strukturelle Maßnahmen und konkrete Schritte in der Organisationsentwicklung, die systemische Bedingungen für die aktive und strukturelle Bekämpfung von Rassismus, Kolonialismus und anderen Formen der Diskriminierung schaffen.

Wie haben die Mitarbeiter*innen zu Beginn reagiert und wie hat sich diese Reaktion im Laufe der Zeit entwickelt?

Veränderungen sind sowohl während der Durchführung des Seminars als auch während des gesamten Prozesses zu beobachten. Anfängliche Skepsis und Zurückhaltung wichen Offenheit, Interesse, aktiver und vor allem konstruktiver Zusammenarbeit. Dies führte zu positiver Unterstützung und Anerkennung der großen Vorteile der Sensibilisierung, sowohl für die eigene Arbeit als auch für das Arbeitsklima und den Austausch mit Partnerorganisationen. Die Tatsache, dass viele Teilnehmende sehr emotional wurden und ihre Gefühle ausdrücken durften, was sie als sehr wertvoll empfanden, ist ein Hinweis darauf, wie offen und aufgeschlossen sie für den Prozess waren. Wir haben uns bewusst für einen Lernansatz entschieden, der die emotionale Beteiligung am Sensibilisierungsprozess fördert, um nachhaltige Effekte zu erzielen.

Ich gehe davon aus, dass, obwohl Sie bereits über zehn dieser Workshops im Haus durchgeführt haben, keiner dem anderen gleicht. Was waren für Sie persönlich als einer der Moderatoren und Umsetzer dieses Prozesses die wichtigsten Erkenntnisse?

Ja, es stimmt, dass jeder Workshop und jedes Seminar anders sind. Einer der wichtigsten Erfolgsfaktoren war es, den Teilnehmer*innen die Angst zu nehmen, Rassismus und Kolonialitäten kritisch zu hinterfragen, als Menschen, die davon nicht betroffen waren und als Nachkommen derjenigen, die für den Kolonialismus verantwortlich waren. Es war auch sehr wichtig, dass wir uns nicht auf die Prävention von Rassismus und Diskriminierung konzentrierten, sondern dass unser Ziel darin bestand zu lernen, wie wir gemeinsam darüber sprechen, das Unaussprechliche artikulieren und Untätigkeit durch aktive, präventive Maßnahmen ersetzen können. Hier kam unser Seminar-Mantra zum Einsatz, dass es nicht darum geht, Rassismus und andere Diskriminierungsformen zu verhindern, sondern dass es in der Organisation normal wird, darüber zu sprechen und sich kritisch damit auseinanderzusetzen. Schließlich war unser intersektionaler Ansatz insofern überzeugend, als wir nicht eine Form der Diskriminierung gegenüber einer anderen priorisiert

haben, sondern Parallelen und Gemeinsamkeiten herausgearbeitet und so gelernt haben, kritisches Engagement für alle Formen der Diskriminierung zu nutzen. Wir haben auch die Verstärkung und Überschneidung im Kontext intersektionaler Mehrfachdiskriminierung vermittelt.

Inwiefern haben die Schulungen Leerstellen oder strukturelle Vorurteile aufgezeigt, mit denen wir uns als Organisation auseinandersetzen müssen?

Eine Leerstelle, die wir durch Sensibilisierung aufzeigen und überwinden konnten, war die Annahme, dass Mitleid ein wirksames Mittel ist, um Menschen durch Medien, Bilder und Spendenkampagnen zu erreichen und zu motivieren. Stattdessen sind Identifikation und Empathie erforderlich. Wir haben dies sowohl auf der Ebene der Haltungen als auch auf der Ebene der praktischen Umsetzung kommuniziert und dabei betont, dass Identifikationsbereiche notwendig sind, um Menschen zu motivieren, mehr für andere zu tun, insbesondere wenn diese in anderen Ländern und Kontinenten leben. In diesem Zusammenhang haben wir Würde als Bezugs- und Orientierungspunkt für die Arbeit innerhalb des EWDE und als Parameter festgelegt, anhand dessen wir unsere Produkte, Medien und Berichte effektiv bewerten können, um festzustellen, ob sie als Identifikationsflächen fungieren oder nicht. Dabei half uns unser Mantra: „Man kann Menschen nicht mit Würde behandeln und sie gleichzeitig diskriminieren. Das funktioniert nicht.“

Wie stellen wir sicher, dass Antirassismusbearbeitung nicht auf der Ebene des Bewusstseins bleibt, sondern zu einer echten institutionellen Transformation führt?

Damit unsere Sensibilisierungsbemühungen eine nachhaltige Wirkung erzielen, müssen sie gemäß den oben genannten Schritten in die Praxis umgesetzt werden. Rassismus ist wie ein Monster, das im Laufe der Jahrhunderte gelernt hat, sich zu verwandeln, sich hinter immer neuen Maskeraden zu verstecken und sich immer tiefer in unserer Gesellschaft zu verankern. Daher müssen Antidiskriminierung, Antirassismus und Dekolonialisierung als langfristige Prozesse auf allen Ebenen verstanden und umgesetzt werden. Darüber hinaus weht der Wind der Dekolonialisierung in den Ländern des Südens immer stärker. Infolgedessen werden insbesondere Partnerschaften mit westlichen Ländern auf den Prüfstand gestellt und in Zukunft kritischer bewertet werden. In der heutigen wettbewerbsorientierten Welt ist die Fähigkeit, Partnerschaften zu bilden, von entscheidender Bedeutung, und koloniale, chauvinistische Einstellungen von

Überlegenheit und Macht sind für den Erfolg nicht mehr angemessen oder wirksam.

Wie sieht der Erfolg dieses Prozesses in den nächsten zwei Jahren hypothetisch aus? Woran werden wir erkennen, dass wir echte Fortschritte machen?

Der Erfolg wird daran gemessen, inwieweit es dem EWDE gelingt, sich strukturell im Kontext von Antidiskriminierung, Dekolonialisierung und Antirassismus zu positionieren. Das bedeutet, dass die Sensibilisierung als integrierter Prozess in allen Bereichen etabliert ist, dass EWDE eng mit Fachorganisationen zusammenarbeitet und dass es seine Identität als lernende und bewusst umsetzende Organisation sowohl intern als auch extern verinnerlicht und sichtbar gemacht hat. Aufgrund meiner Einschätzung des Weges, den wir bisher gemeinsam gegangen sind, habe ich keinen Zweifel daran, dass uns dies gelingen wird.

Fazit

Mit Blick auf das kommende Jahr erinnern uns die in diesem Interview geteilten Überlegungen daran, dass Antirassismus und Dekolonialisierung keine einmaligen Initiativen sind, sondern langfristige Verpflichtungen, die Kontinuität, Mut und kollektive Verantwortung erfordern. Aufbauend auf dem bisher Gelernten wird sich die nächste Phase unserer Arbeit darauf konzentrieren, diesen Prozess in der gesamten Organisation zu vertiefen, die Einbindung der Führungskräfte zu stärken und das Bewusstsein in konkrete Strukturen, Praktiken und Partnerschaften umzusetzen. Der vor uns liegende Weg wird weiterhin von uns verlangen, offen für Neues zu bleiben, Verantwortung zu übernehmen und Würde, Gerechtigkeit und gegenseitigen Respekt noch stärker in unsere Arbeitsweise, Kommunikation und Zusammenarbeit zu integrieren. Mit diesem gemeinsamen Verständnis gehen wir in das nächste Jahr und sind entschlossen, gemeinsam einen dauerhaften Wandel zu gestalten.

Das Interview mit Abdou-Rahime Diallo, Fachreferent und Geschäftsführer, Diaspora Policy Interaction führte Valerie Viban, Berater für Anti-Rassismus und Dekolonialisierung im EWDE.

EZEF-Filme verändern unseren Blick

Das Evangelische Zentrum für Entwicklungsbezogene Filmarbeit (EZEF) versteht sich als Vermittler zwischen Filmschaffenden, Bildungsarbeit und gesellschaftlichem Bewusstsein. Träger des EZEF ist das Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik (GEP) in Frankfurt am Main. EZEF will die besondere Kraft des Films für entwicklungspolitische Bildung nutzbar machen, oft aus Perspektiven, die in deutschen Medien sonst zu wenig Beachtung finden.

Ein zentraler Arbeitsbereich dafür ist die Projekt- und Filmförderung. Im Auftrag von Brot für die Welt fördert das Zentrum regelmäßig Filmprojekte, die entwicklungspolitische Fragestellungen aus dem Globalen Süden künstlerisch und informativ behandeln; Filme, die globale Herausforderungen, kulturelle Vielfalt und soziale Realitäten erzählen. Dies können sowohl Kurz- oder Dokumentar- als auch Spielfilme sein. Es werden jedes Jahr zwischen 40 und 50 Projektanträge eingereicht und 13 oder 14 Filme gefördert. Die Auswahl orientiert sich dabei sowohl an künstlerischer Qualität als auch an bildungspolitischer Relevanz. Ziel ist es, filmische Perspektiven zu unterstützen, die Themen wie Gerechtigkeit, Migration oder Arbeit sichtbar machen.

Die Förderpartnerschaft hat in der Vergangenheit zahlreiche bemerkenswerte Filme hervorgebracht: So wurden etwa die Spielfilme „Die Piroge“ (2012) von Moussa Touré und „Mord in Pacot“ (2014) von Oscar-Preisträger Raoul Peck unterstützt, die sich eindrücklich mit zivilgesellschaftlichen Realitäten im Westen Afrikas und Haiti auseinandersetzen.

Ein weiteres Beispiel ist der Spielfilm „Rafaël“ (2018), der als Werk für schulische und gemeindepädagogische Arbeit genutzt werden kann: Er erzählt eine Liebes- und

Fluchtgeschichte vor dem Hintergrund politischer Umbrüche in Nordafrika und regt zur Auseinandersetzung mit Fragen von Migration und sozialer Realität an. Und in neuerer Zeit sticht der Dokumentationsfilm „The illusion of abundance“ (2023) hervor, der von drei Beispielen erzählt, in denen Frauen in lateinamerikanischen Ländern den Widerstand gegen die Zerstörung ihrer Heimat durch transnationale Konzerne organisieren.

Neben der finanziellen Förderung engagiert sich das EZEF aktiv für die Herausgabe und Vermittlung dieser Filme. Die meisten der geförderten Werke sind über die Evangelischen Medienzentralen verfügbar. Auf diese Weise gelangen die Filme in Schulen, Erwachsenenbildung, Kirchengemeinden und außerschulische Kontexte. Pädagogisches Begleitmaterial unterstützt Lehrende dabei, die Inhalte in Unterricht, Bildungs- oder Gemeindegruppen zu nutzen. An der stärkeren Digitalisierung dieses Materials wird zurzeit gearbeitet.

EZEF versteht Filme als Sprache zwischen Kulturen: Sie öffnen Blickwinkel für Lebenswirklichkeiten, kulturelle Vielfalt und globale Zusammenhänge und tragen dazu bei, Menschen für Gerechtigkeit, Menschenrechte und nachhaltige Entwicklung zu sensibilisieren. Durch seine Arbeit will EZEF einen nachhaltigen Beitrag zur entwicklungspolitischen Bildung in Deutschland und darüber hinaus leisten, indem es Filmemacherinnen und -macher unterstützt und deren Werke einem breiten Publikum zugänglich macht. Dies vor allem auch in den Ländern, in denen die Filme entstehen.

Pfarrer Christian Engels, Leiter Evangelisches Zentrum für Entwicklungsbezogene Filmarbeit (EZEF)



Projekte im Förderschwerpunkt Dekolonialität 2023–2025

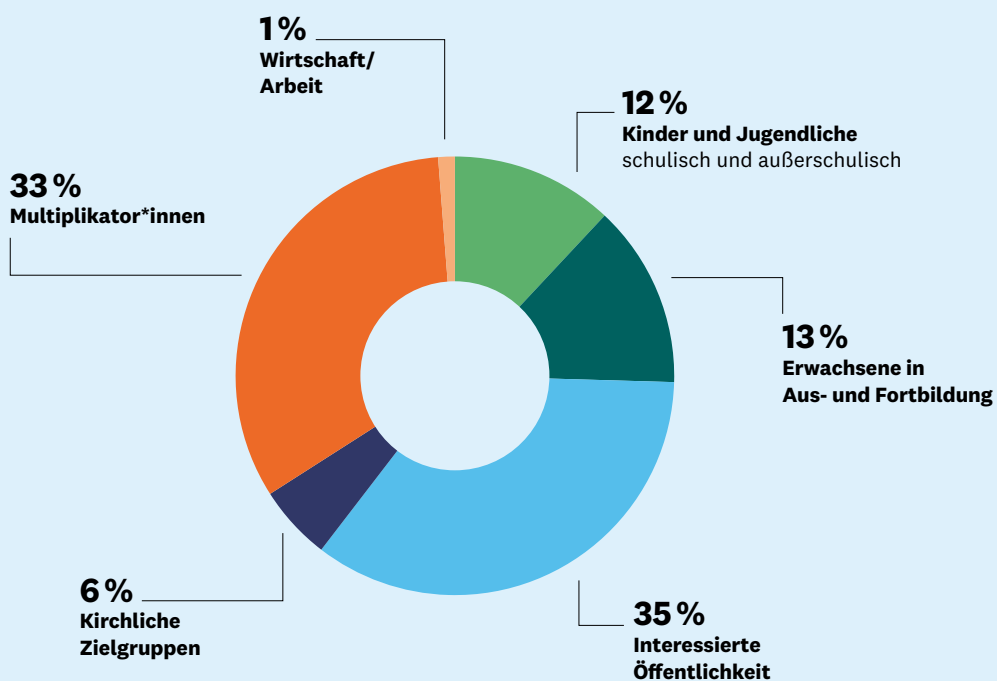
Förderlinien Dekolonialität 2023–2025

Geförderte Projekte

Förderlinien	Fördervolumen in Euro	Bewilligungen
Kleinanträge	49.988	62
Personalstellen	274.500	2
Veranstaltungen	315.810	61
Bildungsmaterialien	127.000	29
Jahresprogramme	125.650	14
Institutionelle Förderung	240.500	8
Fördervolumen gesamt	1.133.448	176

Zielgruppen Dekolonialität 2023–2025

Nennungen bei bewilligten Projekten



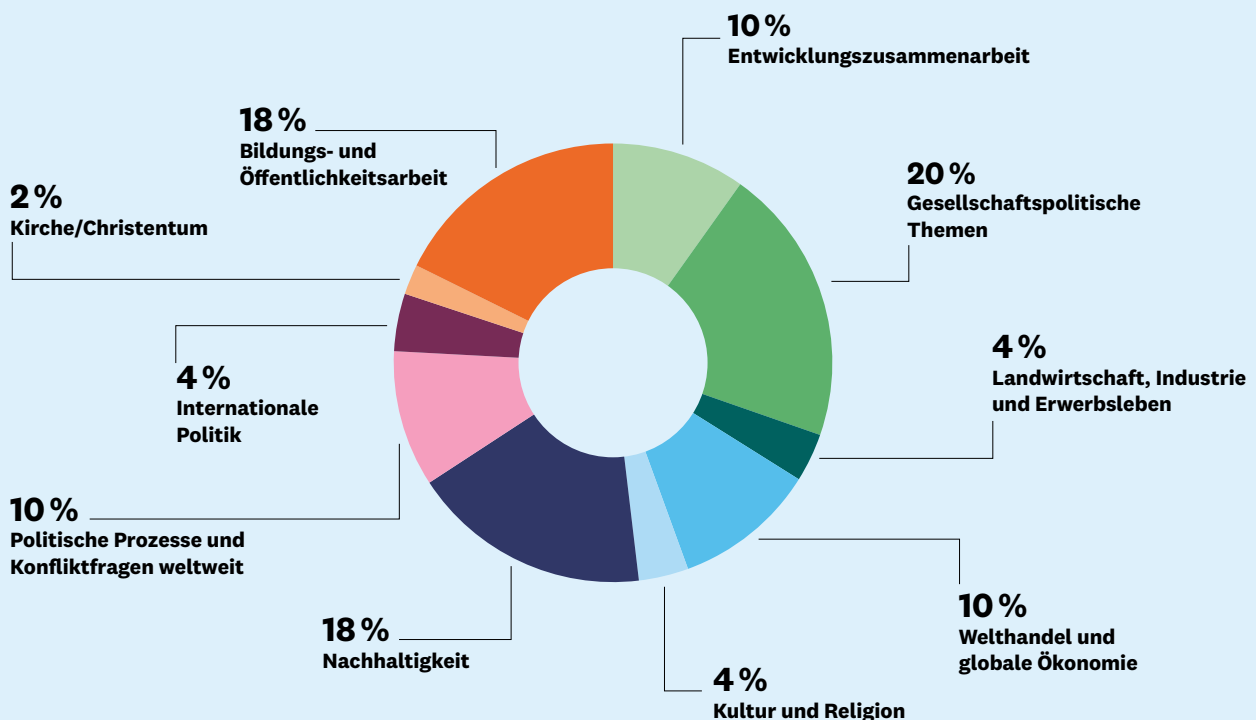
Förderlinien und Mittelaufteilung aller Projekte 2025

Förderlinien 2025 Geförderte Projekte

Förderlinien	Fördervolumen in Euro	Bewilligungen
Kleinanträge	98.662	120
Personalstellen	1.991.000	19
Kirchliche Partnerschaften	160.160	25
Veranstaltungen	616.731	123
Bildungsmaterialien	128.198	27
Jahresprogramme	726.435	56
Institutionelle Förderung	1.364.000	28
Großförderungen*	1.032.250	4
Fördervolumen gesamt	6.117.436	402

*aej e' pol. Bildungsarbeit, epd-Projekt „Entwicklung und Politik“, EZEf, Zeitschrift „welt-sichten“

Themenschwerpunkte 2025 Nennungen bei bewilligten Projekten



Impressum

Herausgeber

Brot für die Welt
Evangelisches Werk für Diakonie und Entwicklung e.V.
Caroline-Michaelis-Str. 1
10115 Berlin

Telefon 030 65211 0
inlandsfoerderung@brot-fuer-die-welt.de
www.brot-fuer-die-welt.de

Texte

Lars Bedurke, Floretta Kayales, Ailed E. Villalba Aquino, Mariette Nicole Afi Amousou, Abdoul Boukari, Tzehaie Semere, Miriam Albrecht, Natália Hyppolito, Libert Aquarela Padilla, Jessica Valdez, Hanna Krügener, Gerda Kuiper, Sarah Vecera, Lisa Baumann, Pia Kempen, Abdou-Rahime Diallo, Valerie Viban, Christian Engels, Gregor Dömling

Redaktion

Lars Bedurke, Floretta Kayales, Sandra Lüttke (V.i.S.d.P.)
Thomas Krüger/Pressebüro für Kirche und Gesellschaft

Korrektorat/Lektorat

Gregor Dömling

Foto- und Bildrechte

Brot für die Welt (Titelbild, S. 1, 3, 5, 6, 17, 21, 22, 24); Brot für die Welt, Lars Bedurke (S. 2); Lohana Berkins (S. 8–9); Jessica Valdez und Hanna Krügener, Südblicke e. V. (S. 10); Gerda Kuiper, Pambazuka Swahili Kulturverein e. V. (S. 11); Sarah Vecera, Vereinte Evangelische Mission (S. 12–13); Lisa Baumann, Adivasi-Tee-Projekt (ATP) (S. 14–15); Pia Kempen, VKII Ruhrbezirk (S. 16); Valerie Viban, EWDE (S. 18–19); Pfarrer Christian Engels (S. 20)

Gestaltung

Anna Risch

Druck

ALTAVIA Deutschland GmbH

Artikelnummer 151118110

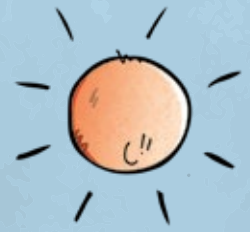
Berlin, März 2026



Deutsches
Zentralinstitut
für soziale
Fragen (DZI)

Zeichen für
Vertrauen

Gemeinsam für Klimagerechtigkeit!



Besuchen Sie unsere Partnerorganisationen und lassen sich inspirieren, was wir alle für Klimagerechtigkeit tun können!



Hier geht's zur digitalen Weltkarte:

<https://weltkarte.brot-fuer-die-welt.de>



Hier geht's zur englischen Version der Weltkarte:

<https://www.brot-fuer-die-welt.de//virtuelle-projektbesuche>



Brot
für die Welt